

Daniel Goetsch

## **Der Name**

(Romanauszug)

Ein Inselfspaziergang. Der Amerikaner hatte ihn dazu überredet, und er hätte Besseres zu tun gehabt. Sie gingen nebeneinander durch eine von Eukalyptusbäumen gesäumte Straße, Jack Quintin trotz seiner bald achtzig Jahre und seiner Korpulenz leichtfüßig, während er, knapp vierzig, einen Druck in der Brust spürte. Die vergangene Nacht hatte ihn geschlaucht, weil er es hatte erzwingen wollen, das Erinnern. Er hatte am Pult ausgeharrt, einen Satz nach dem anderen ins Notizbuch geschrieben, das angeblich schönste Zimmer der Pension Les Tamaris vollgequalmt und zwei Flaschen Rosé getrunken. Er war eingetaucht in das, was er für seine Vergangenheit hielt, die Blocksiedlung, Mutters französische Fabeln, Vaters Heimwerkerdrang, Schutthalden voller Erinnerungen, und zuletzt hatten nichts als Worte dagestanden.

Sie waren schon eine Weile unterwegs, als Quintin mit einer Hand nach links wies. Ein Trampelpfad verlief durch einen Olivenhain hindurch bis zu einem Maisfeld, das nicht recht in die mediterrane Vegetation passte.

Den Mais hätten sie aus Angst vor Waldbränden gepflanzt, sagte er.

Na so was, erwiderte Maxim Diehl, dem jeder Satz zu viel Anstrengung bedeutete. Er hatte sich noch immer kein Bild von Porquerolles gemacht. Die Gewissheit, dass die Insel kaum besiedelt war, genügte ihm vorläufig.

Am Ende des Pfads stießen sie auf eine Zeile verwitterter Arbeiterhäuschen. Dahinter ragte der Leuchtturm auf. Laut Quintin war das Ganze hier seit Jahrzehnten nicht mehr in Betrieb. Umso erstaunlicher, dass der Drahtzaun fabrikneu schien. Sie liefen um das mächtige Bauwerk herum, und Diehl kam es mit einem Mal vor, als würden sie in ein Sperrgebiet eindringen. Am Horizont vermischte sich das Himmelblau mit dem Ultramarin des Ozeans. Die Entfernungen waren schwer einzuschätzen.

Quintin, der inzwischen ebenfalls ins Schnaufen geraten war, blieb stehen. Als Diehl neben ihm trat, packte ihn ein Schwindel. Seine Schuhspitzen ragten beinahe über die Kante hinaus. Vor ihm fiel die Klippe senkrecht ab, in der Tiefe schäumte die Brandung, Wellen krachten gegen die Flanken, auf manchen Felsspitzen kauerten riesenhafte Möwen.

Hier habe er mit Paula gestanden, sagte Quintin. Genau an dieser Stelle. Im Sommer 1946. Gott, wie jung er damals gewesen sei.

Er kicherte in sich hinein.

Paula sei schwindlig geworden. Ihr ganzes Leben im hügeligen Wiesbaden verbracht. Aber nicht gewusst, dass sie an Höhenangst leide. Und da habe er Schadenfreude empfunden. Ausgerechnet so ein deutsches Gefühl wie Schadenfreude.

Natürlich hatte es auch romantische Momente gegeben. Paula und ich verabredeten uns fast jeden Abend an der Ecke Sonnenberger-Wilhelmstraße. Dort kontrollierte die Militärpolizei selten Passanten, und Paula war so frei, mir das Gefühl zu geben, ich sei ihr Beschützer. Die Sperrstunde galt ja vor allem für Deutsche.

Wir spazierten durch den Kurpark hinter dem ausgebrannten Nassauer Hof, unter Kastanien und Trauerweiden, einmal um den Ententeich herum, bis wir eine Nische fanden, wo wir ungestört unsere Gesichter aneinanderpressten. Es kam einem Akt der Verzweiflung gleich, und ich weiß noch, dass der grobe Stoff meines Uniformkragens an ihrem Kinn scheuerte und sie befürchtete, die wunde Stelle könnte sie verraten.

Von außen dürften wir wie irgendein Liebespärrchen gewirkt haben, im Innern jedoch rangen widerspenstige Kräfte. Unterschwellig wohl auch das Verlangen nach Sühne, was ich mir damals nicht eingestehen mochte. Ich hatte meinen Einsatzbefehl. Das heißt, ich verbrachte den ganzen Tag damit, Paulas Vater, dem scheinbar ehrenwerten Herrn Weininger, auf den Zahn zu fühlen, wie man sagt. Ich verwickelte ihn in Widersprüche, zerzauste seine ehernen Überzeugungen, entlockte ihm Geständnisse, die ihm wehtaten, wehtun mussten. Und gleich darauf traf ich seine neunzehnjährige Tochter und wühlte mit der Zunge in ihrem Mund. Mag sein, dass ich ein gewissenloses Schwein war. Aber wer war es damals nicht?

Nach unserem Tête-à-Tête im Kurpark gingen Paula und ich gewöhnlich ins Gloria. Eine alte Sektkellerei, die einige GIs als Kneipe umgenutzt hatten. Dort wurde gesoffen, gesungen, gepoltert und getanzt, dass sich die Holzbänke bogen. Schwer hingen der Qualm amerikanischer Zigaretten wie auch der Duft französischer Parfüms in der Luft, und das sich verdichtende Kohlendioxid

peitschte die Gemüter zusätzlich auf. Rotgesichtige Soldaten lallten von den göttlichen Bergen Colorados oder dem unvergleichlichen Grün der Maisfelder in Kentucky. Serbische Zwangsarbeiter, die nach ihrer Befreiung den Weg nach Hause nicht gefunden hatten, schmetterten Volkslieder. Bärtige Ukrainer forderten Yankees zum Armdrücken auf, dabei wurde gekämpft, bis die Adern auf der Stirn glühten. Zum Schluss umarmten sich alle und schunkelten zu Glenn Miller. Es war verrückt. Im Gloria herrschte eine Stimmung, die im krassesten Gegensatz zur Wirklichkeit stand, die gleich hinter dem Gemäuer der Wiesbadener Sektkellerei begann und auf dem ganzen Kontinent lag wie der Deckel eines Sarkophags.

Paula und ich fanden uns häufiger in dieser Kneipe wieder, als es uns guttat. Da nur Bier und Korn ausgeschenkt wurden, tranken wir aus meinem Flachmann, den ich täglich mit dem Bourbon aus Sullivans Beständen auffüllte.

Das sei der erste Schnaps, der ihr schmecke, meinte Paula. Leider war ihr keine Ehrlichkeit anzusehen. Wenn sie sagte, Leute wie ich seien ein Segen für dieses Land. Oder wenn sie behauptete, es gebe nach wie vor ein gutes Deutschland. Oder wenn sie von ihrem Vater erzählte, der den Hausrat eines jüdischen Anwaltskollegen sechs Jahre lang heimlich auf dem Dachboden gebunkert und dafür Ärger mit der Gestapo in Kauf genommen habe. Im Gletscherblau ihrer Augen war nur eine winzige, starre Pupille zu erkennen. Ich misstraute ihr. Aber im selben Maß, wie ich ihr misstraute, begehrte ich sie. Ihre Stupsnase, ihr Pagenschnitt, ihre Spargelbeine, ihre unschuldigen Allüren. Betrachtete ich sie nur lange genug, konnte ich mich der Illusion hingeben, wir seien uns zufällig über den Weg gelaufen. Vergessen, dass uns der Krieg zueinander geworfen hatte, dass wir beide in Wahrheit Geschädigte waren, Mörsersplitter. Es gab Augenblicke, da schien sie mir von einer geradezu lachhaften Selbstverliebtheit, dann wieder schmiegte sie sich an meine Uniform und sprach Sätze, die eine Terz zu klug klangen, unmöglich dem Verstand einer Neunzehnjährigen entsprungen sein konnten. Plapperte sie etwa

Vaters Weisheiten nach? Nein, ihn hatte ich zur Genüge reden hören. Paula Weininger hatte ihren eigenen Kopf, das muss ich ihr auch im Nachhinein zugestehen.

Unsere Verabredungen wurden im Laufe der Zeit nicht entspannter. Mal war sie anhänglich, mal ich, dauernd verfehlten wir uns. Unsere Hände verschränkten sich ineinander, während unsere Gedanken auseinanderwirbelten. Immer öfter, wenn wir im Gloria am Flachmann nuckelten, fühlte ich mich zu schwach, um ihr meine volle Aufmerksamkeit zu widmen. Ich versank in den Anblick des Überschwangs. Heimatlose allesamt, die sich in einer Art Nachkriegswahn austobten. Ich beneidete sie darum. Wie sie sich gehen ließen. Hier gehöre ich hin, dachte ich und hätte bei diesem Gedanken verweilen wollen, aber die unermüdliche Paula redete und redete. Jener Albtraum, der sie angeblich Nacht für Nacht heimsuchte. Metallisches Geheul, das durch Dächer und Wände dringt. Straßenzüge, die von Flammen verschlungen werden. Häuser, die einstürzen. Reptilienmenschen, die dem Schlamm entsteigen. Und wie erleichtert sie jedes Mal sei, wenn sie erwache. Ich tätschelte ihre Hand. Wünschte mir, wir hätten uns erst gar nicht auf Deutsch unterhalten können.

Eines Abends überraschte sie mich. Wir hatten uns, durchgefroren von dem Geschmuse im Park, wie üblich ins Gloria verkrochen. Ohne Ankündigung fischte sie einen Zettel aus ihrer Manteltasche. Ein behördliches Schreiben, dachte ich erschrocken. Sie beugte sich zu mir herüber, ihr kleiner Mund an meinem Ohr. Die verschämte, zugleich ernsthafte Art, in der sie die selbst verfassten Verse vortrug, ließ mich erweichen. Für einen Moment verfiel ich dem Wahn, Paula wäre eins jener kreuzbraven Mädchen aus meiner Klasse in der Gutenberg-Schule, und es wären keine zehn Jahre vergangen. Die Zeilen waren, soweit ich mich entsinne, Rilke nachempfunden. Ziemlich düsteres Zeug, griechische Mythologie vermischt mit juvenilem Weltekel. Kaum war die letzte Silbe verklungen, sah sie mich erwartungsstarr an. Ich konnte schlecht verhehlen, dass sie mich berührt hatte. Umso entschiedener weigerte ich mich, den Zettel anzunehmen: "Das würde mich kompromittieren." Sie stopfte

ihre Verse in ihren Mantel zurück, und ich weidete mich an ihrem Schmerz. Das ist die traurige Wahrheit.

Die Nächte im schönsten Zimmer der Pension Les Tamaris vergingen in einem einzigen rauschhaften Zug. Diehl füllte Seite um Seite seines Notizbuchs, ließ die Zigarette herunterbrennen, den Alkohol im Glas verdunsten. Nicht einen Atemzug verschwendete er an seine Vergangenheit. Den tollkühnen Plan, sich auf diese Insel zurückzuziehen, um seine Autobiografie zu verfassen, hatte er noch nicht einmal verworfen, es gab ihn schlicht nicht mehr. Wie er sich von seiner Herkunft befreit hatte, wie er in den Achtzigern zum Einzelkämpfer geworden war, seine ersten Erfolge als Dramatiker, sein sich abzeichnendes Scheitern, egal. Auch die Inselspaziergänge mit dem Amerikaner konnten ihm gestohlen bleiben, ebenso die Anrufe seines Verlags oder seiner Exfrau.

Die kleinen Unvermeidlichkeiten erledigte er beiläufig. Er trittete über den Rathausplatz, um im einzigen Laden das Nötigste einzukaufen, seine Zigaretten, Toastbrot, Frischkäse, Rosé in der Literflasche.kehrte in die Pension zurück. Wich dem argwöhnischen Blick der Gastwirtin aus und flüchtete sich in sein Zimmer, in den Zigarettenqualm, dazu die Duftspur eines französischen Parfüms. Wie schäbig Erinnerungen anmuten, wenn man von draußen kommt.

Er hockte sich ans Pult, las den letzten Satz und setzte die Niederschrift fort. Es war, als würde es sich von selbst schreiben. Schaute er vom Notizbuch auf, erspähte er im französischen Fenster ein fadenscheiniges Gesicht, zu dem ihm kein Name einfiel. Er dachte bloß: ich. Und zuckte zusammen, wenn von draußen statt der kühlen Kontinentalluft Wiesbadens der Mistral hereinzog. Zu Bett ging er, sobald der Himmel sich aufhellte.

Major Morton Sullivan, in dessen Dienst ich stand, war trotz seiner kumpelhaften Art eben doch ein sturer Südstaatler. Er verabscheute offene Fragen und ungeklärte Verhältnisse, und das Allerschlimmste für ihn war, wenn Zeit verging, ohne dass eine Entscheidung getroffen wurde. Er drängte mich, endlich mit einem Namen herauszurücken. Spätestens nächste Woche müssten wir den Beauftragten für Presse und Rundfunk bestimmt haben, sonst würden wir ins Hintertreffen geraten, meinte er. Die Froschfresser jenseits des Rheins hätten in Mainz schon den zweiten Oberbürgermeister eingesetzt.

Warum es weiter hinauszögern? Ich nannte ihm den einzig möglichen Namen: Horst Weininger. Im Gesicht des Majors deutete

sich ein Schmunzeln an, als hätte er nichts anderes erwartet. Durchaus denkbar, dass er über meine Verwicklung mit Paula Weininger informiert war. Die Wiesbadener waren darauf erpicht, ihrem Stadtkommandanten skandalöse Vorkommnisse zu melden. Zum Beispiel die Tatsache, dass einer seiner Unteroffiziere mit einer Deutschen anbandelte. Ich hätte gewarnt sein müssen. Dennoch wäre es mir unmöglich gewesen, auf die Stunden mit Paula zu verzichten. Sie weckte in mir, so absurd das klingen mag, eine Ahnung von menschlicher Wärme. Darüber hinaus natürlich Lust und Gier. Wenngleich es nie zum Äußersten gekommen war, wie ich gestehen muss. Wir hatten es mehrmals versucht. Hinter einem Rhododendron neben dem Ententeich hatte sie ihren Mantel aufgeknöpft, ihr Wollkleid hochgeschoben. Allein der Anblick ihrer weißen Knie versetzte mich in blindwütige Erregung, aber ich war unfähig. Jedes Mal dasselbe erbärmliche Geschiebe und Gereibe. Nicht so schlimm, tröstete sie mich, das sei der Krieg.

An dem Abend, als die offizielle Ernennung Weiningers zum Beauftragten für Presse und Rundfunk im Stadtschloss gefeiert wurde, hatten Paula und ich eine besonders schwere Prüfung zu bestehen. Wir mussten uns als Fremde begegnen. Der Musiksaal des teilweise zerstörten Schlosses war für die Feier hergerichtet worden. Die Offiziere der dritten US-Army saßen um die antiken Tische herum, für die britischen und französischen Gäste waren die Polstersessel reserviert. Dahinter auf Klappstühlen verteilten sich die Einheimischen, weißhaarige Wiesbadener, die gewiss alle ihren Persilschein bei sich trugen. Ich wählte einen Platz, von dem aus ich Paula beobachten konnte. Sie saß in einem paillettenbesetzten Kleid neben ihrer Mutter.

Während Major Sullivan hinter dem Rednerpult, das mit dem triumphalen Sternenbanner dekoriert war, die amerikanischen Werte pries und sie den Deutschen ans Herz legte, überkam mich eine immense Wehmut. Ich musste an die Wochen in Maryland denken, an unseren *Reeducation*-Idealismus. Ich vermisste meine Kameraden. Diese Jungs, die irgendwann im Jahr 1944 aus ihrem Alltag gerissen worden waren, die kurz vor ihrem College-Abschluss gestanden oder

ihren ersten Bürojob angetreten hatten. Oder einer wie Hal Fly, geboren als Helmut Flieg, der klassische Emigrant mit deutschem Pass und jüdischen Vorfahren, der sich von seinem Kriegseinsatz die amerikanische Staatsbürgerschaft erhofft hatte, gleich nach der Kapitulation in die sowjetische Besatzungszone hinübergeseilt war, um nach Spuren seiner Familie zu suchen. Ich vermisste ihre Art, über das Leben zu sprechen. Hier, in der Hauptstadt von Groß-Hessen sprach niemand über das Leben, sondern ausschließlich über den Kontrollrat, über Richtlinien, Sondererlasse, Dekrete. Niemand scherte sich darum, wer sich warum schuldig gemacht hatte. Und mit einem Mal war mir diese feierlich gewandete Gesellschaft im Musiksaal zuwider.

Als Sullivan einen Lobgesang auf Horst Weininger anstimmte, sah ich, dass sich die Miene von Paulas Mutter straffte. Paula selbst hatte bisher jeden Blickkontakt vermieden. Ich wusste nicht, ob ich sie dafür bewundern sollte. Dann trat Weininger im Frack zum Rednerpult. Während er in seinem knarzigen Englisch den Besatzern für das ihm zugeeignete Vertrauen dankte, beobachtete ich, wie Paulas Mutter ihren Rücken durchstreckte und die Lippen zusammenpresste. Blitzartig zeigte sich etwas, das die Zeremonie entlarvte. Sie strich über die Hand ihrer Tochter. Die beiden wechselten einen Blick, mit dem sie sich gegenseitig zu versichern schienen, dass ihnen ein Coup gelungen sei. Der schreckliche Verdacht holte mich ein. Von Anfang an hatte ich mich gegen ihn gesträubt. Paula hatte sich nur auf mich eingelassen, weil sie wusste, dass die Zukunft ihres Vaters von mir abhing. Sie, das tapfere deutsche Mädel, hatte sich der Karriere ihres Papas zuliebe geopfert. Wenn auch ihr Opfer sich darauf beschränkt hatte, Whiskey aus dem Flachmann zu trinken und einem impotenten US-Sergeant ihren Kussmund hinzuhalten.

Horst Weininger, der neue Beauftragte für Presse und Rundfunk, bat die versammelten Besatzungsoffiziere, den Deutschen nochmal eine Chance zu geben. Ich sah die Schweißperlen auf seiner Stirn und konnte mir einbilden, dass er hinter seiner Nickelbrille zwinkerte. Es folgten die geläufigen Floskeln: die verspätete

Nation, das schwer geprüfte Volk, der Versailler Vertrag, die bolschewistische Gefahr, etc. Und ausgerechnet ich war für diesen Mann verantwortlich. Ich hatte ihn verhört, geprüft und schließlich empfohlen. Auf einer tieferen Ebene hatte ich natürlich bloß das Beste für mich gewollt. Mit einem Wort: Ich hatte versagt.

Zunächst tröstete mich die Tatsache, dass die geladenen Wiesbadener dem neuen Chefbeamten nur dürftigen Beifall spendeten. Wie sich allerdings herausstellte, waren die Anwesenden mehrheitlich Sozialdemokraten, die sich daran stießen, dass ein Konservativer wie Weininger in ein solches Spitzenamt gehoben wurde, einer also, dessen Gesinnung im Prinzip nur eine Gedankendrehung vom Faschismus entfernt war. Und dieser Mann sollte künftig bestimmen, wer was wo veröffentlichen durfte. Von Major Sullivan musste ich mir hingegen nie einen Vorwurf anhören. Er hatte nichts für Sozis übrig und war zufrieden, endlich seinen Beauftragten für Presse und Rundfunk vorweisen zu können. Bald darauf gab er mir zu verstehen, dass meine Zeit in Wiesbaden um sei. Solche cleveren Jungs wie ich würden in Nürnberg gebraucht. "Experts in Teutschtum", fügte er mit dem ihm eigenen Humor hinzu.

In den Tagen, die mir blieben, streifte ich durch die Stadt. Besah mir die Straßen und Häuser und Parkanlagen, die ich von früher zu kennen meinte, versuchte den Bestand mit dem Erinnernten abzugleichen. Stieg auf den Neroberg, genoss den Ausblick auf die besiedelte Senke. Wiesbaden, das im Vergleich zu einer amerikanischen Stadt wie Pittsburgh maßvoll, ja, bescheiden anmutete. Am Fuß des Nero besuchte ich das sogenannte Kriegerdenkmal. Glaubte mich zu erinnern, wie ich als Kleiner über den gigantischen Muschelkalksockel gestaunt hatte, auf dem der nackte Reiter mit seiner Keule thronte. Das Barbarische, hatte Hal Fly einmal gesagt, schlummere in den Tiefen jedes Stammhirns. Seine Hoffnung, dass es sich hierzulande ein für alle Mal ausagiert habe.

Ich spazierte den Rhein entlang, von Amöneburg nach Kastel, blickte auf die andere Seite hinüber, auf die Überreste der

goldenen Stadt, Fluchten von wackligen Gerippen. Ging ein Stück weiter bis nach Kostheim, wo der Main in den Rhein mündet. Ich lehnte gegen ein Geländer am Ufer, starrte auf die zeitlupenhafte Bewegung der Wasserströme. Hier hätte sich der Kreis schließen müssen. Aber der Kreis war unmöglich geworden. Wer hier aufgewachsen ist, hat keine eigene Geschichte, dachte ich. Der Krieg hat alles verworfen. Zurückgeblieben sind krümelige Schicksale. Zum ersten Mal der Drang, die Uniform abzulegen. Mein Sonntagsanzug, meine Schiebermütze, meine schwarz gewichsten Lederschuhe.

Unter der Dusche in der Pension Les Tamaris wurde Diehl bewusst, dass er einen toten Punkt erreicht hatte. Er stand, die Rasierklinge in der Hand, vor dem beschlagenen Badezimmerspiegel, bis nach und nach sein Wohlstandsgesicht zum Vorschein kam. Er musste den Amerikaner finden.

Zwei Tage nacheinander streunte Maxim Diehl auf dem Rathausplatz herum, tigerte vor dem Hotel auf und ab, spähte nach der rundlichen Gestalt. Widerwillig nahm er den Weg zum Leuchtturm auf sich, rechnete damit, den sportlichen Siebenundsiebzigjährigen zu kreuzen. Als er vor der Klippe stand, lachten ihn die Möwen aus. Jack Quintin blieb unauffindbar.

Die Anrufe des Verlags wie auch seiner Exfrau wurden bedrohlicher. Und die Gastwirtin begann nachzubohren, wie lange er noch bleiben wolle. Wie hätte er das wissen sollen? Er verschanzte sich in seinem Zimmer, verbot sich das Geschriebene durchzulesen. Zu groß die Angst vor Lücken, billigen Mutmaßungen. Schon bald spürte er es im Nacken und hinter den Augen: Die Bedeutungslosigkeit seines eigenen Lebens holte ihn ein.

Eines Abends entdeckte er den Amerikaner auf der Hotelterrasse, scheinbar in aufgeräumter Stimmung. Er schwenkte ein Cognacglas vor seinem Gesicht. Diehl stürzte zu ihm hin, setzte sich, ohne zu fragen, erinnerte ihn daran, dass er seine Geschichte unterbrochen hatte. Vor allem die Affäre mit Paula.

Das höre sich ja an, meinte Quintin, als würde er ihm das Ende seiner Geschichte schulden.

Er sei Schriftsteller, gestand Diehl. Wenn er lediglich den Anfang einer Geschichte kenne, denke er sich das Ende eben aus. Meistens sei es schlechter als in Wirklichkeit.

In seinem Fall könnte er Unrecht haben, entgegnete Quintin und leerte sein Glas. Wie üblich waren sie die einzigen Gäste auf der Terrasse, vor ihnen der Rathausplatz, die kleine Kirche im Mondschein, in den Fenstern der Häuser das Fernsehflackern.

Es falle ihm nicht leicht, begann Quintin und starrte auf seine verschrumpelten Hände. Sich das alles zu vergegenwärtigen.

Seit der feierlichen Amtsübergabe hatte ich Paula nicht mehr getroffen. Der Schleier war gefallen, die Überlebenden zeigten sich in ihrer gemeinen Hässlichkeit, sei's drum.

Was mich wirklich quälte, war die Aussicht, nach Nürnberg zurückkehren zu müssen. Unerträglich die Vorstellung, wieder mit irgendeinem Captain in einer Zelle herumzusitzen und zuzugucken, wie ein Nazibonze sich den Dreck unter seinen Fingernägeln hervorpulte. Ich begann mich stattdessen nach Pittsburgh zu sehnen, träumte von jenem halbwegs frohen Leben, wie es sich in den USA ergeben konnte, wenn man aufrecht ging und möglichst nie über die Schulter zurückschaute.

Solchem Spuk hing ich nach, als eines Abends im Gloria jemand an meiner Uniformjacke zupfte. Paula Weininger. Wie kam sie bloß dazu, allein und kurz vor der Sperrstunde hier aufzutauchen? Sie starrte mich an, als wollte sie mir das Gesicht zerkratzen. Um uns herum die üblichen Gesellen, betrunkene GIs und ehemalige Zwangsarbeiter, die nicht akzeptieren wollten, dass sich das Gretchen ausgerechnet diesen schmalbrüstigen US-Sergeant ausgesucht hatte. Es kam zu einem Gerangel. Eine Gelegenheit für mich, Dampf abzulassen. Aber ich musste auch einstecken. Die Militärpolizei wurde gerufen. Paula und ich flüchteten aus der dicken Luft, liefen die Sonnenberger hinunter in den Kurpark, versteckten uns hinter einem Rhododendron.

"Du denkst, ich schmeiß mich an dich, damit mein Papa den Posten bekommt", begann sie. "Hältst du mich wirklich für so durchtrieben?"

"Ist schon okay. Du bist pragmatisch. Wer kann es dir verübeln. In diesen Zeiten."

Eine Weile schwiegen wir, und es war nicht klar, wer unter dem Schweigen mehr litt. Der Wind trug den sumpfigen Geruch des Rheins zu uns herüber.

"Sei bitte mal ehrlich", verlangte sie.

"O ja. Gerade hier und jetzt. Unter ehrlichen Mitmenschen."

"Was gehen uns die anderen an."

Ich schob ihre Hand weg, die an den Knöpfen meiner Uniformjacke nestelte. Wenn ich ehrlich gewesen wäre, hätte ich gesagt, dass ich alles hinter mich bringen wolle. Wiesbaden, die Besatzungszone, dieses Ruinendeutschland.

"Warum kannst du nicht zugeben, dass du ein Deutscher bist?"

"Ich bin kein Deutscher."

Es hallte viel zu schrill über den Ententeich, weckte womöglich schlafende Hunde.

"Mein Papa meint, du bist einer dieser Emigranten. Unter denen gibt's zwar Feiglinge und Verräter. Aber dich mag er."

Kein Wunder, dachte ich in stillem Sarkasmus, klaubte eine Lucky Strike aus meiner Jackentasche und strich sie glatt.

"Es ist doch offensichtlich", fuhr sie fort. "Wie du redest. Wie du vom Rhein schwärmst."

"Arme Paula", sagte ich. "Du machst dir was vor. Selbst wenn ich in Kostheim aufgewachsen wäre, wenn ich wie alle kleinen Deutschen auf dem Bolzplatz herumgetobt und in der Schule *Mondnacht* auswendig gelernt hätte. Was würde es jetzt noch bedeuten?"

In Wahrheit, das verschwieg ich ihr, war es nicht so lange her. Ich konnte mich sehr genau an jenen Augenblick erinnern, jene Märznacht im zerbombten Mainz, da mir bewusst wurde, dass ich kein Deutscher mehr war.

Diehl erwachte angezogen in seinem Bett. Ein Geistesblitz: Er hatte ihm einen falschen Namen angegeben. In aller Eile wusch er sich das Gesicht. Um diese Zeit brach der Mann, der sich Jack Quintin nannte, gewöhnlich zu seinem Spaziergang auf. Es galt, ihn abzufangen, zur Rede zu stellen.

Hinter dem Olivenhain erblickte er ihn. Der vermeintliche Amerikaner hatte sich dem Maisfeld zugewandt, die Augen mit einer Hand abgeschirmt, als beobachte er ein scheues Tier. Diehls Gruß erwiderte er mit einem knappen Kopfnicken. Hatte er ihn erwartet? Während er sich in Gedanken die Frage nach dem Namen zurechtlegte, kam der andere ihm zuvor: Er habe ihm noch immer nicht verraten, woran er eigentlich schreibe.